



US-Soldaten der First Air Cavalry Division nehmen Vietnamesen in einem Fluss fest. Bong Son, 1966

DAS IST MIR HEILIG



Sich selbst prüfen

Reporter müssen ihre Meinung ändern können VON GIULIANA SGRENA

Meinung und Fakten trennen! – so lautet ein Dogma des modernen Journalismus. Nichts aber ist scheinheiliger. Als Kriegsreporterin habe ich gelernt: Die Wahrheit gibt es nicht, es gibt nur Interpretationen. Deswegen ist es beim Schreiben so wichtig, zuallererst den eigenen Standpunkt offenzulegen. Der sollte allerdings möglichst wenig das Verhältnis des Autors zur Wirklichkeit beeinträchtigen. Mir ist wichtig, mich immer wieder zur Diskussion zu stellen, jedes Mal und bei jeder Gelegenheit. Oft musste ich meine Einschätzung einer Situation in einem der vielen Länder, in die ich von meiner Zeitung geschickt wurde, korrigieren. Das ist keine Schande. Ganz im Gegenteil, es ist eine Prüfung.

Die große Herausforderung besteht doch darin, zu beobachten, wie sich die Wirklichkeit ändert und wie die Bevölkerung eines Landes darauf reagiert. In meiner Arbeit habe ich immer Kontakt mit den sogenannten einfachen Menschen gesucht. Denn ich wollte den Krieg vom Standpunkt jener erzählen, die ihn erleiden. Ich wollte den Lesern den Alltag des Krieges nahe bringen. Ich kann nur erzählen, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, muss die Wirklichkeit vor Ort erkunden, muss die Nachrichten dort überprüfen. Das mag banal klingen, aber es kann im Zeitalter des *embedded journalism* und der Risiken für freie Berichterstatter äußerst schwierig sein. Die Lust, neue Nachrichten, große wie kleine, zu entdecken, um sie zu erzählen, das ist die Triebfeder meiner Arbeit.

Aus dem Italienischen von ULRICH LADURNER

Giuliana Sgrena, geboren 1948 im Piemont, gehört zu den namhaftesten Kriegsreportern der Gegenwart. Seit 1980 schrieb sie für die italienische Wochenzeitung *Pace e Guerra*. In der Tageszeitung *Il Manifesto* berichtete sie über den somalischen und algerischen Bürgerkrieg, über den zweiten Golfkrieg und über die Taliban. 2005 wurde sie im Irak entführt, bei ihrer Freilassung erschossen US-Truppen einen italienischen Geheimdienstmann. Giuliana Sgrena schreibt unter anderem in der ZEIT. Auf Deutsch erschien *Friendly Fire: Als Geisel zwischen den Fronten* (Ullstein)

GOTT DER WOCHE

Mars

Wäre das alte Rom agrarisch geblieben, ach Idylle, dann wäre Mars noch der Herr über weite Felder und Vieh, wie er es im Mythos ursprünglich war und wie es seiner Herkunft entspricht, von der die Römer erzählten: dass er von der Göttin Juno geboren wurde, nachdem sie eine Blume geliebt hatte. Aber dann hat Rom ja sein Profil verändert, ins Martialische, und hat Mars als Kriegsgott gebraucht. Die Wahrheit des Mars bleibt indes ein Betrug, eine Täuschung. Als er den Schleier hob, unter dem seine Geliebte Minerva verborgen sein sollte, fand er statt der Braut eine Greisin, die ihn so dem Gelächter der anderen Götter preisgab, armer Mars. EVT

EX CATHEDRA

»Seltsam, wie der Verstand das Grauen auslöscht. Bei mir hat der Krieg nach einem Vierteljahrhundert kaum noch Spuren hinterlassen. Eine Handvoll undeutlicher Bilder. Mein Kompanieführer, der sich über einen toten Soldaten beugt. Ein Reisfeld, das durch das Maschinengewehrfeuer zu schäumen anfing. Wir töteten. Wir schlugen Leuten mit der Pistole ins Gesicht. Wir vergifteten Brunnen. Manchmal frage ich mich, ob diese alten, zerlumpten Erinnerungen aus dem Leben eines anderen stammen. Mein eigener Krieg gehört mir nicht.«

Tim O'Brien, 63, zeigte in dem Roman *Geheimnisse und Lügen* den Vietnamkrieg als Trauma, das Amerikas Alltag zerfrisst. Als Erzähler bekannt wurde er in den 70ern durch *If I Die In a Combat Zone and Going after Cacciatto*. Auf Deutsch erschien *Was sie trugen*

Was ist Krieg?

Kein Geheimpapier sagt uns das – nur die klassische Kriegsreportage, in der um die Wahrheit gerungen wird VON EVELYN FINGER

Wahre Kriegsgeschichten haben keine Pointe. Denn der Krieg als konkretes Erlebnis entbehrt jeder glatten Moral, und das Geschehen auf dem Schlachtfeld erscheint den Beteiligten fast immer sinnlos. Alle großen Kriegsberichtersteller, die tatsächlich im Feld gekämpft haben, beschreiben das Absurdwerden ihrer Welt: wie Angst in Hass umschlägt, Mitleid in Grausamkeit, Gesetz in Anarchie. »Wenn eine Kriegsgeschichte moralisch ist, ist sie eine Lüge«, hat der amerikanische Schriftsteller Tim O'Brien gesagt, der als Infanterist in Vietnam diente und 1969 mit der Alpha Company des dritten Platoons durch das Dorf My Lai zog, wo andere Soldaten ein Jahr zuvor das berüchtigtste Massaker dieses Krieges angerichtet hatten. O'Brien fühlte sich den Tätern jedoch nicht überlegen. Denn er hatte am eigenen Leib erlebt, wie derselbe Mann sich als Held und als Schwein erweist. Sein Entsetzen über My Lai schloss das Entsetzen über sich selbst mit ein. Davon handeln alle seine Bücher, die zum Besten gehören, was die jüngere Kriegsliteratur hervorgebracht hat: von der demoralisierenden Wirkung des Tötens, der kein Soldat entkommt.

Man muss an solche elementaren Kriegstatsachen noch einmal erinnern, weil sie in den jetzt so gefeierten Geheimpapieren über Amerikas Afghanistanfeldzug vollkommen fehlen. Trotzdem hat WikiLeaks die Akten wie eine Offenbarung behandelt. Und viele Medien (vor allem natürlich die WikiLeaks-Partner *New York Times*, *Guardian* und *Spiegel*) posauzten das Material heraus, als handelte es sich nicht um ein amtliches Kriegstagebuch des US-Militärs, sondern um die endlich ans Licht gebrachte Wahrheit.

Dagegen steht nun das Chaos der Faktensammlung selbst (*ZEIT* Nr. 31/10), die über das Wesen der Gewalt und das Innenleben der Soldaten beharrlich schweigt. Der entscheidende Nachteil der Akten ist ja gerade ihr aktenmäßiger Wahrheitsanspruch, der das Menschliche ausspart. Wie viel mehr wüssten wir über Afghanistan, wenn einer der großen Kriegsberichtersteller direkten Zugang zum Kampfgeschehen gehabt hätte. Deren Berufsethos verlangt seit Stendhals *Kartause von Parma* und Tolstois *Krieg und Frieden*, also seit dem Ende der Feldherrenperspektive und dem Beginn der entheroisierenden Schlachtdarstellung, seiner eigenen Wahrnehmung zu misstrauen. Je näher dran, desto skeptischer. Je erfahrener, desto illusionsloser. »Fast alles ist wahr. Fast nichts ist wahr«, hat O'Brien über seine preisgekrönten Kriegserzählungen gesagt. Ebdarinn liegt seine Glaubwürdigkeit.

Aus der Literaturgeschichte kann man lernen, welch überlebenswichtige Rolle der Kriegsreporter für die Selbstwahrnehmung einer Gesellschaft spielt: Er ist der Mann, der die politischen Lügen in Zeiten des Medienkrieges unterläuft, der sich vom digitalen Live-

stream verschwommener Gefechtsbilder nicht irritieren lässt und als letzte Instanz nach der Berechtigung unseres Handelns fragt.

Der Mann, den ich getötet habe heißt eine Kurzgeschichte von Tim O'Brien, darin wird die alte Anklage, dass Soldaten Mörder sind, ihres Pathos entkleidet und als nüchterne Selbstaussage vorgetragen. Der Mörder ist zugleich der teilnehmende Beobachter, der die Pointenlosigkeit des Krieges vorerzählt, indem er Leichenschau hält. »Sein Kiefer war in seiner Kehle, Oberlippe und Zähne waren weg, ein Auge war zu, das andere ein sternförmiges Loch, seine Augenbrauen dünn und geschwungen, die Nase heil, die schwarzen Haare sauber, der Hals bis zur Wirbelsäule aufgerissen ...« Ohne Schockabsicht, im Stil der Neuen Sachlichkeit besichtigt ein Überlebender den zerfetzten Körper des Feindes. Seine Kameraden klopfen ihm tröstend auf die Schulter: Tim, es ist Krieg, der Typ hatte eine Knarre! Krieg heißt, dass der glückliche Sieger stumm auf die Leiche des Verlierers starrt, doch der Sieg ergibt keinen Sinn.

Sich mit dieser Sinnlosigkeit zu konfrontieren macht den eigentlichen Mut des Kriegsberichterstatters aus. Seit 3000 Jahren neigt ja jede Epoche aufs Neue dazu, eine Moral zu konstruieren, wo keine ist, und Heldenepen zu singen, wo in Wahrheit bloß kriepiert wird. Kriegsberichte schreiben war immer schon heikel, weil es im Lichte des Gemetzels letztlich um Gesellschaftsentwürfe, um die strittige Zukunft ging. Die Aufgabe wurde zunächst gern von Militärs und Politikern selbst erfüllt, man denke an Caesars *De bello Gallico*, sowie von loyalen Hofhistorikern, man denke an die Feldschreiber Alexanders des Großen. Erst vom 19. Jahrhundert an kam eine schnell wachsende Zahl freier Journalisten hinzu. Ihre Arbeit sollte in dem Maße brisanter werden, wie die Gewissheit schwand, dass man – wie der Kriegstourist Goethe mit seinem »trefflichen Fernrohr« auf einem Hügel in der *Campagne in Frankreich* – aus größtmöglicher Distanz am meisten erkennen kann.

Was ist Krieg? Am Beginn der abendländischen Literatur steht mit Homers *Ilias* ein Epos über das zehn Jahre währende Anrennen der Griechen gegen Troja. Zehn Jahre und 15 000 Verse hätten eigentlich genügen sollen, das Thema erschöpfend zu behandeln, einschließlich seiner lächerlichen Aspekte: Agamemnon und Achill zerstreiten sich wegen gefangener Frauen und schwächen so das griechische Heer, anstatt gemeinsam die Trojaner zu schlagen. Doch die *Ilias* war nur Auftakt für eine unendliche Reihe literarischer Versuche, den Ausnahmezustand zu beschreiben. Und die philosophische Frage, ob es wahre Aussagen überhaupt gibt oder bloß Irrtümer des Menschen über den Menschen, schwang von Anfang an mit.

Maßstab setzte im 5. Jahrhundert vor Christus der Athener Stratege Thukydides. Sein *Peloponnesischer Krieg* begründete eine Methode der möglichst neutralen Geschichtsschreibung: der Trick dabei war, jede Wahrheit durch eine andere zu korrigieren. »Was tatsächlich geschah im Krieg, erlaubte ich mir nicht nach Auskünften des ersten Besten aufzuschreiben. Mühsam war das Forschen, weil die Zeugen der Ereignisse nicht dasselbe über dasselbe aussagten, sondern je nach Gedächtnis.« Nicht dasselbe über dasselbe – sollte heißen, dass mancher etwas, aber niemand alles über die Sache wusste. Thukydides war der Erste, der jeglichen Augenzeugen, egal, ob Feldherr oder Infanterist, ernst nahm und zugleich dessen Fehlbarkeit einkalkulierte. Bis die Frontberichtersteller dieses vernünftige Misstrauen auch gegen sich selbst kultivierten, sollte es noch ein paar Jahrhunderte dauern.

»Drei feindliche Zeitungen sind mehr zu fürchten als tausend Bajonette«

Zu mächtig war der Wunsch der Kriegsherren nach Glorifizierung: die Schlacht als Schauspiel, das Schlachtenpanorama als Gemälde. Napoleon erkannte früh schon die Bedrohung durch die neuen Druckmedien und befand: »Drei feindliche Zeitungen sind mehr zu fürchten als tausend Bajonette.« Also führte er Armeezeitungen ein, die über seine Feldzüge berichteten. Die freie Presse lenkte er durch Bestechung und Zensur in die gewünschte Richtung. Preußens General Carl von Clausewitz sah die Sache ähnlich. Er fand, Krieg sei die Fortsetzung von Politik mit anderen Mitteln. »Sieg wird nicht durch Vernichtung erreicht, sondern durch Zerbrechen der gegnerischen Moral.« Oberstes Kriegsziel wurde nun die Moral des Feindes, und in dem Maße, wie sich staatsstreue Kriegsberichterstattung etablierte, wuchs auch bei den Staatsmännern das Bewusstsein, dass den eigenen Berichten nicht zu trauen ist. Ein amerikanischer Senator war es, der 1917 den berühmten Satz prägte: Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit.

Was also soll man lesen? Natürlich jene Autoren, die im Bewusstsein der eigenen Fehlbarkeit gegen die Zensur anstrebten. Zum Beispiel Grimmelshausen, der den Dreißigjährigen Krieg in eine Satire auf die verwilderten Deutschen verwandelte. Oder den Pazifisten Carl von Ossietzky, der 1914 wegen Beleidigung der Militärjustiz angeklagt und 1931 wegen angeblicher Militärspionage verhaftet wurde, schließlich im KZ umkam. Wenig bekannt ist, dass der Spionage-Vorwurf auch den Romancier Theodor Fontane traf. Als Chronist der deutschen Einigungskriege wurde er 1870 in Paris verhaftet und kam nur dank der Intervention Bismarcks bald wieder frei.

Zu allen Zeiten hatten die Generäle ja Grund, neugierige Staubaufwirbler zu fürchten. Die besten Kriegsreporter sind eben keine bloßen Reporter, sondern professionelle Menschenbeobachter, die das Kampfgetümmel durch die Brille des kritischen Weltdeutens sehen. Auch Fontane unterlief planmäßig die feldherrliche Perspektive auf den Krieg, indem er sich selbst ins Feuer begab. Der distinguerte Herr mit dem gepflegten Schnauzbart sammelte Augenzeugenberichte, um das Drama der Schlacht aus der Sicht der Soldaten zu erzählen. Statt eines grandiosen Panoramas mit siegreichem General im Vordergrund sah das Publikum nun den verlorenen Einzelnen im Getümmel der vielen, so entstand das realistische Bild eines kriegerischen Durcheinanders, in dem Freund und Feind gleichermaßen bedauernswert sind.

Der Soldat wird von der Bewegung der Massen, von der sich selbstständigenden Kriegsmaschinerie durch den Raum geschleudert. Es ist kein Agieren mehr, sondern ein Geworfensein. Es ist die Erfahrung der Moderne. Sie führt geradewegs in die moderne

Schreibende Soldaten



Carl von Ossietzky (1889–1938)



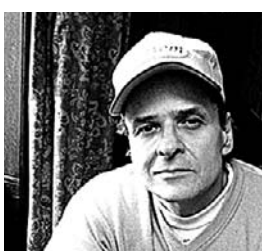
Ernst Jünger (1895–1998)



Erich Maria Remarque (1898–1970)



Ernest Hemingway (1899–1961)



Tim O'Brien (geboren 1946 in Minnesota)